

mit seinen Spannungen und auf die ideologischen Systeme auswirkt, fällt in der Botschaft bezeichnenderweise das Stichwort *Utopie* („Ist es eine Utopie, darauf zu hoffen?“). Sicher ist es eine der Aufgaben der christlichen Friedensbotschaft, an die Unverzichtbarkeit persönlicher Umkehr zu erinnern oder darauf hinzuweisen, daß Krieg „im Herzen der Menschen“ geboren wird. Solche und andere elementare Einsichten und Appelle, die gerade in der jüngsten päpstlichen Friedensbotschaft zu finden sind (und die auch diesmal in den Medien aufmerksam und mit viel Zustimmung beachtet und kommentiert wurden), sind notwendig; das konkrete Ineinander von ethischen Überzeugungen, gesellschaftlichen und ideologischen Festlegungen setzt ihnen allerdings Grenzen.

Johannes Paul II. beließ es denn auch nicht bei den allgemeinen Mahnungen der Botschaft zum Weltfriedenstag, sondern nahm sich beim traditionellen *Neujahrsempfang* für das beim Heiligen Stuhl akkreditierte diplomatische Korps der verschiedenen weltpolitischen Krisenherde im einzelnen an. In seiner Ansprache an die Diplomaten, die auch dieses Jahr den Reigen der weihnachtlichen Gottesdienste und Audienzen abschloß (Osservatore Romano, 15. 1. 84), forderte der Papst erneut die Großmächte dazu auf, die Verhandlungen über eine Verminderung der Atomwaffen wiederaufzunehmen. Johannes Paul II. bedauerte, daß noch immer Völkern die Unabhängigkeit verweigert werde und nannte dabei ausdrücklich die Forderung nach Unabhängigkeit für *Namibia*. Als eine Grundvoraussetzung für Frieden und Gerechtigkeit im *Nahen Osten* nannte der Papst die Schaffung eines „Vaterlandes“ für das palästinensische Volk; gleichzeitig müsse aber die Sicherheit aller Völker der Region, auch die Israels, garantiert werden.

Johannes Paul II. stellte fest, der innere Frieden werde in vielen Ländern durch bewaffnete Aufstände erschüttert. Man müsse allerdings unterscheiden, ob solche Rebellionen durch fremde Mächte zum Zweck der Destabilisierung geschürt würden oder ob

sie durch schreiende Ungerechtigkeiten oder einen unerträglichen Totalitarismus der Regierung des jeweiligen Landes ausgelöst würden. Mit einem *Katalog der Pflichten eines souveränen Staates*, die er in seiner Ansprache vor den Diplomaten ausbreitete, hielt er den Staaten wie schon oft einen Spiegel vor: Als erste Pflicht nannte der Papst den Dienst an der eigenen Kultur und am Gemeinwohl. Auf derselben Ebene stünden die Achtung der Grundrechte und Grundfreiheiten des Menschen, besonders der Religionsfreiheit, sowie die Garantie der Gerechtigkeit. Willkürprozesse, Folter, Verschwindenlassen von Personen, Ausweisung ganzer Familien und Vollstreckung von Todesurteilen aufgrund von Schnellverfahren müßten der Vergangenheit angehören.

Einen Schritt weitergekommen?

Nicht nur mit seinen Friedens- und Versöhnungsappellen zu Weihnachten und Neujahr knüpfte Johannes Paul II. an Anliegen an, die sein Pontifikat *von Anfang an* prägen. Auch seine diesmal auf das Heilige Jahr zen-

trierten Aufrufe zur Umkehr und zur Erneuerung des religiösen Lebens in der Kirche zeigten, wie sehr der Papst sowohl im Stil wie in den Inhalten seinen Anfangsimpulsen treugeblieben ist. Nicht zufällig wiederholte er in der Ansprache an die Kardinäle einmal mehr die programmatischen Worte seiner ersten Ansprache als Papst: „Öffnet die Tore! Ich wiederhole es mit unerschütterlicher Kraft, in der Gewißheit, daß Christus allein die Erwartungen der Menschheit voll und ganz erfüllen kann.“

Die öffentliche Aufmerksamkeit für die päpstliche Friedensbotschaft ist ebenso ungebrochen wie die Empfänglichkeit für die Gesten, die Johannes Paul II. wie kaum ein anderer zu setzen weiß. Das haben gerade die Reaktionen auf den Papstbesuch bei den deutschen Lutheranern in Rom wie auf sein Treffen mit Ali Agca wieder gezeigt. Ob das Programm Johannes Pauls II. zur Erneuerung katholischer Frömmigkeit und Glaubenspraxis durch das Heilige Jahr wirklich einen Schritt vorwärtsgekommen ist, wird sich auch nach Abschluß des Jubiläumjahres wohl nur schwer feststellen lassen.

U. R.

Mehr Philosophie im Theologiestudium

Anfang Januar haben die deutschen Bischöfe ein bereits vom September 1983 datiertes Papier veröffentlicht, in dem sie sich für eine Stärkung des Philosophiestudiums innerhalb der theologischen Ausbildung sowohl der Kleriker wie der Laientheologen bzw. der Seelsorger, Religionslehrer und Pastoralassistenten aussprechen. Das von der Kommission Wissenschaft und Kultur erarbeitete Dokument, das erkennbar deutlich von den Philosophie-Lehrstuhlinhabern an theologischen Fakultäten beeinflusst ist, bemüht sich vor allem um zweierlei: es will speziell im ersten Teil „eine grundsätzliche Besinnung auf den Ort der Philosophie in der Theologie“ herbeiführen und befaßt sich im zweiten Teil mit der praktischen Gestaltung

des Philosophiestudiums innerhalb der theologischen Ausbildungsgänge. Dabei besteht der zweite Teil, was seine Lesbarkeit und Überschaubarkeit nicht gerade fördert, eigentlich aus einem ganzen Konvolut kirchlicher Papiere bzw. aus Zusammenfassungen von Papieren aus dem gesamt-kirchlichen Bereich und früheren bischöflichen Verlautbarungen, in denen ziemlich detailliert der gewünschte Philosophie-Anteil an der theologischen Ausbildung präzisiert wird. Dabei werden keine neuen Programme entwickelt, sondern Forderungen aus früheren Dokumenten zusammengefaßt.

Das eigentliche Ziel des Dokuments ist, Philosophie *als eigenständigen Studiengang innerhalb der theologischen*

Ausbildung zu begründen. Die Notwendigkeit dafür ergibt sich nach dem Dokument aus der wesentlichen Zielsetzung der Theologie selbst, nämlich: „Den Glauben der Kirche zu reflektieren und in Verantwortung vor der menschlichen Vernunft in der jeweiligen Gegenwart kritisch auszulegen.“ Dies vermöge die Theologie „nur dann angemessen zu leisten, wenn sie sich der von der Kirche bezeugten göttlich geoffenbarten Wahrheit und zugleich der wissenschaftlichen Wahrheit, die sich der menschlichen Vernunft verdankt, verpflichtet weiß“. Dazu genüge nicht die Verarbeitung von einzelwissenschaftlichen Daten und Methoden, denn als Glaubenswissenschaft bleibe die Theologie *rückbezogen auf ein reflektiertes Glaubensverständnis*, das sie begreiflich nur mit solchen Mitteln darstellen könne, „die dem umfassenden Glaubensanspruch angemessen sind und die Wirklichkeit im ganzen sowie die Sinnhaftigkeit des menschlichen Lebens auszudrücken vermögen“. Insbesondere zeige sich die Notwendigkeit einer eigenständigen Philosophie innerhalb des theologischen Studiums darin, „daß die für ein *sinnvolles Reden von Gott* unabdingbaren Voraussetzungen nicht anders als philosophisch dargelegt und gerechtfertigt werden können“, und zwar, wie das Dokument meint, „in ausschließlich von der Philosophie selbst zu erbringenden Entwürfen und Argumentationsgängen, wie sie in der Tradition der Philosophie vornehmlich durch die Disziplin der *Metaphysik* entwickelt worden sind“.

Philosophie als eigenständiger Studiengang

Gegenüber den Einzelwissenschaften soll die Philosophie dem theologisch Gebildeten vor allem die „*Orientierung im ganzen*“ ermöglichen und die „letzten Gründe“ eruieren. Da der Rückgriff auf Ergebnisse der Human- und Gesellschaftswissenschaften noch nicht als solcher schon Ausweis einer auf Wahrheit, Freiheit und Personalität gerichteten Rationalität, der auf den umfassenden Glaubensanspruch verwiesenen Theologie allein an-

gemessen sei, bedürfe es der „bleibenden Vermittlungsleistung der Philosophie“, die alle partikularen Resultate überhaupt erst als solche identifiziere, sie in ihrer Bedingtheit und Relativität begreife und in den umfassenden Kontext des absoluten Daseinsinnes einordne.

Von dieser hohen Aufgabe, die das Papier der Philosophie innerhalb der theologischen Ausbildung zuweist, ist auch die Doppelposition der Philosophie innerhalb des Gesamtstudiums zu verstehen: einmal als *philosophische Propädeutik* während der ersten vier Semester, zum andern als die eigentlichen theologischen Semester *begleitenden philosophischen Studienveranstaltungen*. Allerdings bleibt angesichts des hohen Ranges, der der Philosophie zuerkannt bzw. für sie gefordert wird, der schon im sogenannten Jaeger-Plan 1968 vorgesehene Anteil an Studienveranstaltungen von zwanzig Semesterstunden von insgesamt zweihundert relativ gering. Es ist nicht zu sehen, wie beim Philosophiestudium, das nicht nur einige Grundbegriffe theologisch gebrauchsfertig macht, sondern philosophisches Denken geschichtlich und systematisch – auf die Geschichte der Philosophie wird besonders Wert gelegt – in einem ausreichenden Umfang vermittelt, inhaltlich bewältigt werden kann.

Situation insgesamt eher miserabel denn gut

Trotz dieser ungelösten und wenn überhaupt wohl nur innerhalb einer *generellen Neustrukturierung theologischer Ausbildung*, die weniger von einem innertheologischen als von einem das gesamte Dasein reflektierenden Wirklichkeitsbezug ausginge, lösbarer Gretchenfrage, sollte das Papier nicht unterschätzt werden. Es vermittelt zwar kaum neue Erkenntnisse, setzt auch keine neuen Daten und ist weder das erste noch das präziseste Papier, das sich des Anliegens Philosophie im Theologiestudium annimmt.

Das Bemühen, philosophischem Denken in der theologischen Ausbildung wieder mehr Raum zu geben, begleitet

bereits die ganzen letzten zwanzig Jahre. Und manches aus der Gesamtkirche kommende Papier, so auch das im Anhang abgedruckte Rundschreiben der römischen Unterrichtskongregation von 1972 (vgl. HK, April 1972, 178 ff.), ist streckenweise wenn nicht präziser, sondern doch realistischer. Das gilt sogar für das wegen seiner heilsgeschichtlichen Orientierung gewiß nicht primär an systematischer Philosophie interessierte Dekret des Zweiten Vatikanums über die Priesterausbildung, wenn es in Nr. 15 empfiehlt, ganz besonders „auf den engen Zusammenhang der Philosophie mit den wirklichen Lebensproblemen und den Fragen [zu achten], die die Studenten innerlich bewegen“.

Man hat den Eindruck, daß dem jetzt vorliegenden Text im Gegensatz zum Konzil gerade diese Einfühlung schwerfällt. Aber wenn quantitativ und qualitativ gerade an den deutschen theologischen Fakultäten die Situation der Philosophie sehr unterschiedlich ist, so ist die Situation insgesamt doch eher miserabel denn gut. Und das dürfte nicht nur mit der fehlenden Motivation der gegenwärtigen Studenten- bzw. Theologengeneration für Fragen der spekulativen Philosophie zusammenhängen. Daß gerade eine Theologie, die den Glauben in einer profanen Welt wissenschaftlich reflektieren muß, auf die Philosophie als Medium des Verstehens und Begegnens nicht verzichten kann, wird niemand bestreiten. Daß Theologie mehr denn je dazu neigt, sich in ihren eigenen Positivismus zurückzuziehen, dürfte keine Fehleinschätzung sein. Und die Gefahr, daß mehr noch die Kirche in ihrer Praxis als die Theologie selbst mangels philosophischer Schulung ihres Personals, sei es von den Einzelwissenschaften, sei es von der gesellschaftlichen Praxis her, mehr und mehr in *Ideologieabhängigkeit* gerät oder vordergründigen Zeitströmungen aufsitzt, ist real.

Alles, was die Funktion der Philosophie innerhalb der theologischen Gesamtbildung stärkt, ist deshalb schon an sich von Nutzen. Allerdings sind gerade deswegen einige Fragen an das Papier als ganzes,

zu seinem grundsätzlichen wie zu seinem praktischen Teil, zu stellen.

Was geklärt werden müßte

Die erste Frage: Das Papier plädiert zwar für einen „offenen Philosophiebegriff“. Es meint damit nicht allein, daß eine bestimmte geschichtliche Erscheinungsform von Philosophie, selbst wenn sie mit theologischem Denken eng verbunden ist, auch für die Theologie nicht *die* verbindliche Philosophie sein kann – von der „mittelalterlichen Scholastik“ spricht das Papier nur noch im Sinne „erinnernder Vergegenwärtigung“. Es betont so auch nicht bloß den Abschied von „endgültigen, nicht übertretbaren Entwürfen“, sondern will damit sagen, „daß jenes Vernunftverständnis, das zu ihr zur Philosophie antreibt, überall wirksam wird, wo um menschliches Dasein letzte Fragen aufbrechen“. Aber dieser Ansatz wird nicht entfaltet. Man bekennt sich zu dem für die neuzeitliche und speziell für die Gegenwartphilosophie selbstverständlichen Pluralismus der Methoden und Richtungen und weist an die daraus für Studenten entstehende Schwierigkeit hin, mit solcher Philosophie überhaupt etwas anfangen zu können. Aber irgendwie erscheint die auf den „klassischen“ Metaphysikbegriff konzentrierte Schulphilosophie doch als die unbestrittene Denkweltmacht Nummer eins.

Daß die Philosophie sich im Gang neuzeitlicher Denkabwicklung selbst *grundlegend* gewandelt hat, wird in dem Papier kaum bedacht. Es wird eingeräumt, daß die Einzelwissenschaften gerade in der Lösung aus der Umklammerung durch die Philosophie ihre großen Erfolge errungen haben, aber es wird kaum registriert, daß die anthropologischen Einzelwissenschaften, gegenwärtig vor allem die Sozialwissenschaften, dazu neigen, Philosophie zu ersetzen, sondern von ihren Fragestellungen her ihre eigenen Philosophien zu entwickeln oder gar ihrerseits Philosophie zu werden. Was das für die Stellung der Philosophie als eigenständige Disziplin bedeutet, müßte gerade im Interesse theologischer Bildung geklärt werden.

Die *zweite Frage*: Wenn Philosophie schon – was eingeräumt wird – kein Denkmonopol in „letzten“ Fragen hat – der Zugang zu ihnen öffnet sich im Normalfall ohnehin über lauter vorletzte –, dann müßte gerade das Verhältnis der Philosophie zu den verschiedenen anthropologischen Disziplinen neu bestimmt werden. Sollte es Zufall sein, daß in dem Dokument gerade diese kaum angesprochen werden? Geht es an, die Humanwissenschaften einfach den „praktischen Disziplinen der Theologie“ zuzuordnen? Gerade wenn Philosophie den „letzten“ Fragen lebensnah nachgehen will, müßte sie vor allem um das bekümmert sein, was *in den Humanwissenschaften* an philosophischen Fragestellungen verhandelt wird. Und da Theologiestudenten im Regelfall nicht auf eine wissenschaftliche Laufbahn, sondern auf den seelsorglich oder schulischen Dienst vorbereitet werden und – ebenfalls in der Regel – denkerisch ohnehin mehr „handwerklich“ als spekulativ begabt sind, müßte da nicht gerade bei Theologen der Zugang zu philosophischen Grundfragen entschiedener über den Weg humanwissenschaftlicher Fragestellungen gesucht werden?

Philosophieren in der Theologie selbst

Eine *dritte Frage*: Das bischöfliche Dokument fordert die Zweiteilung: Propädeutik *und* Begleitung der theologischen Lehrgänge durch Philosophievorlesungen und Übungen. Man will eine enge Verquickung von Philosophie und Theologie und die endgültige Abwendung vom alten Stock-

werkdenken (zuerst Philosophie, dann Theologie). Aber welcher Art soll diese Verquickung sein? Müßte in den theologischen Hauptfächern nicht so gelehrt werden, daß sie deren philosophische Voraussetzungen und „Bestandteile“ selbst klären und vermitteln können? Das setzt einerseits eine Einübung in philosophisches Denken voraus, die mehr ist als eine allgemeine Einweisung in philosophische oder auch nur religionsphilosophische Begrifflichkeiten, wenn nicht zu Lasten der Fächer immer wieder bei den Anfangsgründen begonnen werden soll. Andererseits ist zu fragen, ob (unspezifische) zeitweise philosophische Begleitveranstaltungen überhaupt sinnvoll sind? Welchen speziellen Nutzen sollen solche Vorlesungen im Verhältnis zu den theologischen Fächern und innerhalb des Gesamtstudiums haben? Und eine letzte, ganz praktische. Vergleicht man die im zweiten Teil aufgeführten Textkanones empfohlener philosophischer Lektüre, so fällt auf, daß den Lehramtskandidaten (auch) für das höhere Schulamt eine besonders schmalspurige Philosophie zuge-dacht wird. Warum für Priesteramtskandidaten immerhin „ausgewählte Kapitel“ aus Kants „Kritik der reinen Vernunft“ empfohlen werden, während sich Lehramtskandidaten mit der Vorrede zur zweiten Auflage selbiger begnügen können sollen, und warum Wittgenstein etwas für Priester, aber nichts für Studienräte sein soll, ist nicht einzusehen. Meint man wirklich, Religionslehrer müßten philosophisch weniger gut gerüstet sein als Liturgen und Prediger? Wenn schon Unterscheidungen, dann wäre wohl eher das Umgekehrte zu empfehlen. D. S.

Nervosität in Nicaragua

Die Falschmeldung zum Jahresende von der Ermordung eines katholischen Bischofs in Nicaragua hat die politischen Verhältnisse und die Lage der Kirche in diesem mittelamerikanischen Land wie mit einem Schlaglicht erhellt. Sieht man von den Peinlichkei-

ten für die Betroffenen ab, die eine falsche Nachricht in die Welt setzten bzw. vorschnell und öffentlich auf sie reagierten, so bleiben eine Reihe von Fakten, die den derzeitigen Zustand von Regierung, Volk und Kirche in Nicaragua deutlich kennzeichnen.